

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 197. Bromberg, den 31. August. 1934

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(30. Fortsetzung.)

Cordes Ernst und Sophiechen betraten den Garten, in dem der Bruder noch schaffte. Die siebente Stunde hatte schon geschlagen, und der Bauer sagte denn auch sogleich recht freundlich zum Knechte, er möge nun bald Feierabend machen, denn er habe heute fleißig gearbeitet, das sähe man wohl . . . Die junge Frau hing am Arm ihres Mannes und blinzelte aus halbgeöffneten Augen faul an dem Knecht vorbei, der immer noch weiterschaffte während der Rede des Bauern. Sie sagte:

„Ach, laß ihn doch ruhig noch etwas weiterarbeiten, er ist vielleicht noch nicht müde . . .“

Es kam etwas in Ferdinand auf, das ihm befehlen wollte, dem Frauenzimmer die breite Schippe über den Schnabel zu ziehen, sein ganzer Körper zitterte in diesem Verlangen — aber er zwang es nieder, er schwieg und arbeitete weiter.

Der Bruder löste sich aus dem Arm seiner Frau und trat heran:

„Hör zu, was ich dir noch sagen wollte . . . Du mußt ja nun übermorgen fort vom Hofe und weißt wohl nicht wohin. Tiedgen Fürchtegott braucht einen Knecht, weil ihm der alte Karl gestern davongelaufen ist. Da könntest du wohl Dienste bekommen. Guten Abend.“

Der Bauer und seine Frau gingen, und bald stellte auch der Knecht die Schippe fort. Er ging zur Mutter hinein, wusch sich und aß seine Pulkartoffeln. Hernach sagte er:

„Die Ernte ist vorüber und es geht auf den Herbst. Ich habe bei vielen Bauern angefragt, aber es will niemand gern einen abgewirtschafteten Bauern zum Knecht haben.“

„Bleib hier, bis du etwas findest . . .“, sagte die Mutter. „Die Hütte ist mir als Altenteilerwohnung gegeben, da kann ich wohnen lassen, wen ich will. Du kannst wohl von hier aus auf Tagelohn gehen.“

„Nein, Mutter, ich bleibe nicht auf Bollmoors Hofe. Aber ich will heute Abend noch bei Tidgen Fürchtegott anfragen, ob er mich gebrauchen kann.“

Die Mutter seufzte, aber sie mußte ihn gehen lassen.

Ferdinand ging auf Tiedgen Hof, den er sein lebelang nicht betreten hatte. Nie kam ein Bauer auf diesen Hof, ein Werkzeug zu lehnen und sei es auch nur einen Rechen oder eine Wäscheleine, nie kam ein Nachbar zu abendlichem Gespräch unter die Eichen. Niemand drang gern in dieses Gerechten Gehege, das nicht nur aus einem hohen, kostbaren Eisenzaun, aus einem dunklen Gehölz von alten Eichen und dichtem Stechpalmenbuschwerk bestand, das fester und undurchdringlicher noch wurde durch die Sage der Frömmigkeit, die es schrecklich umwitterte.

Wie ein wehrender Wall von menschenfeindlicher Kälte, wie ein Gebirge aus Eis lagerte sich's um das Gehöft, und Eishauch drang aus der Tiefe des Hauses, drang durch die Eichen und über den Zaun hinweg und ließ selbst bei Julihitze die armen vorüberschleichenden Sünder zusammenschauern im Frost . . . Die Sonne drang nicht auf diesen Hof. Bis an das Tor der Däle warf sich der Schatten der Eichen, an den Seiten der Stallgebäude entlang lief ihr Schatten, und auch, wo das angebaute Wohnhaus begann, war neue Finsternis gehäuft durch die Überfülle hochwuchernden Strauchwerks.

Stille war hier — die Stille des Todes. Kam je ein Fremder auf diesen Hof, ein Hausierer oder ein wandernder Handwerksbursche, die wirklich von ihresgleichen nicht gewarnt worden waren vor dem vergeblichen Gang nach dem Eishaus, so wehrte ihrem Eintritt kein Bellen — es hielt sich kein Hund auf dem Hofe. Aber das tote Haus mit den verschlossenen Türen und den verhängten Fenstern trieb die meisten dann fort, auch ohne daß der Kopf des Bauern im Fenster neben der Tür erschienen wäre. Wer aber ahnungslos vermessen genug war, an die Türe zu klopfen, der konnte erleben, daß des Bauern Gesicht kurz erschien — dann freilich ergriff auch der Keckste die Flucht, ohne ein Wort dran zu wenden.

Der Bauer Fürchtegott Tidge war ein schöner Mann. Die Heide läßt schöne Menschen wachsen, Männer mehr noch als Frauen. Männer von hohem Wuchs, die schmalen Gesichter mit scharfen Nasen, mit feinen und sauber gezogenen Mündern, mit starkem und sicher gerundetem Kinn, darin die Kraft von Geschlechtern sich sammelt, mit lichtblauen Augen unter dem Flachsblond der Haare.

Tiedgen Fürchtegott war nicht nur der frömmste, er war auch der schönste Mann seines Dorfes. Er war ein alter Mann, aber die Jahre hatten sein Antlitz klarer und fester gemacht. Ein prachtvoller Scheitel floß ihm schlohweiß über den Schädel, lang hing das Haar an den Seiten herunter und rahmte das unverwelkt frische, braune Gesicht. Drin lauerte stumm und gelassen das glitzernde Eisblau der Augen — wie Gletscher lagen sie da, die jeglichem Fuße den Aufstieg wehrten: „Bleib unten, bleib ferne den Gipfeln meiner Gerechtigkeit . . .“, sagten die Augen zu jedem, der kam. Sie hatten es zu dem Weibe gesagt, das Fürchtegott zu sich geholt, um es in vierzig Jahren langsam gefrieren zu lassen zu einem wandelnden Bildnis verdrossener Demut, sie hatten es zu dem einzigen Sohne gesagt, der dieser Ehe entsprossen war, um dann im Kriege zu bleiben . . . Sie sagten es auch zu dem Manne, der am vorletzten Abend des August an seine Tür pochte.

Cordes Ferdinand mußte lange pochen, ehe der Bauer am Fenster erschien.

„Was willst du?“ fragte er leise, indem er den Eindringling mit kalten Augen musterte.

„Fragen, ob du mich als Knecht einstellen willst . . .“, antwortete Ferdinand ganz wider Gewohnheit gerade heraus. Er hatte keine Lust mehr, sich in den Winkelzügen bäuerlicher Diplomatie zu ergehen.

„Komm herein“, sagte der Bauer und schloß die Tür auf.

Sie betraten die kleine Stube neben der Haustür. Die Wände waren bis auf das letzte Fleckchen bepflastert mit Bibelsprüchen, die in Silberschrift auf schwarzem Kartongrund erstrahlten. Es überwogen die Worte des Alten Testamentes, jene Zeugnisse handfester Abmachungen zwischen Gott und Mensch, wie sie sich im Gelöbnis der Treue und in der Verheißung der Gnade auszudrücken pflegen. Es schien durchaus natürlich, daß dieser kluge und tüchtige Mann eine Art Privatvertrag mit Gott unterhielt, er hatte sein eigenes Seelenheil geborgen und saß nun sicher in der Festung der Gnade. Dieser ganze Hof war zu einer Festung geworden, darin ein Kriegsmann, der seinen Frieden mit dem Herrn der Welt geschlossen, sich wacker verschanzte, auf daß nicht Feinde eindrängen und ihm etwas raubten von der Fülle des Heils. Wahrlich — so sah der Bau dieser Frömmigkeit aus: wie eine Burg mit Mauern und Schießscharten und Geschützen.

Der Bauer forderte den Gast nicht erst zum Sitzen auf; er selbst blieb stehen.

„Ja", sagte er, „ich brauche einen Knecht. Du kannst bei mir eintreten, denn ich weiß, daß du in Not bist. Freilich hast du dein Elend selbst verschuldet und hast übel gehandelt vor Gott und den Menschen. Du hast dein Erbe leichtfertig und habgierig vertan. Du hast deine Arbeit versäumt und deine Äcker nicht gut gehalten und hast deinen Vater ins Grab getrieben. Aber ich will es mit dir versuchen um der Barmherzigkeit willen, die der Herr uns befohlen hat."

Er sprach leise wie immer; die hellen Augen wachten über jedem seiner langsamen Worte.

Ferdinand hielt still unter der Geißel dieser Rede. Er hörte das Wort „du hast deinen Vater ins Grab getrieben" und er würgte an diesem Brocken Qual und wartete demütig auf neue Geißelhiebe.

„Du könntest zum ersten September bei mir eintreten, wenn du geloben willst, fleißig zu arbeiten, einen christlichen Wandel zu führen und durch ein neues Leben deine Schuld zu sühnen. An den Andachten, die ich früh um fünf Uhr, vor dem Mittagessen und nach Feierabend abhalte, mußt du teilnehmen. Ausgang hast du einmal im Monat, dem Genuß von geistigen Getränken und Tabak mußt du entsagen. Auch Lohn sollst du haben, da du aber ein neues Leben beginnen wirst, brauchst du nicht gar zu viel Geld: ich biete dir fünf Mark in der Woche."

Demütig hatte Ferdinand zugehört — jetzt aber fragte er bestürzt:

„Wie . . .? Fünf Mark in der Woche . . .?"

„Das ist wohl genug für einen, der aus Gnade aufgenommen wird und schwere Schuld zu büßen hat. Und ein starker Esser bist du auch ja außerdem, wie man wohl weiß."

Der Knecht schlug die Augen nieder, er dachte, daß ihm die Eßlust in der Luft dieses Hauses wohl vergehen würde . . . Aber er sagte nichts dazu, er mußte diese Dienste annehmen, es blieb ihm keine Wahl.

Ein Bauernknecht würde er sein, ein Geduldeter unter dem verhaßtesten Dache des Dorfes, eine arme verbannte Seele in der Eishölle der Frömmigkeit...

Hier sollte er ein neues Leben beginnen...? Ja, der Bauer hatte von einem „neuen Leben" gesprochen, und das war es auch, wonach Ferdinand sich zu sehnen begann, nachdem das erste dumpfe Entsetzen von ihm gewichen war. Der Bauer in ihm war zu mächtig, der Mensch, der vom immer sich wandelnden Wachstum der Erde lebt, der vom Auferstehen weiß, das da kommt als Folge allen Vergehens, still und sicher sich selber bereitend aus herbstlichem Moder und winterlicher Erstarrung... Soweit war er schon wieder, daß seine starke, junge Natur ein neues Leben ersehnte. Aber er wußte auch, daß Sonne zum Wachstum gehört, Liebe des Himmels und der tränkende Regen der Hoffnung aus den Wolken der Höhe. War je aus dem Eise neues Leben erstiegen...? Eis, das war gut, um Leichen auf lange Zeit zu erhalten — hing man einen erschossenen Hasen ins Eishaus, so hing er lange und nichts veränderte sich an ihm, nicht einmal die munteren Maden kamen . . .

Er sagte nun, daß er die Dienste wohl annehmen werde, bis zum folgenden Tage wollte er sich's noch überlegen. Der Bauer nickte.

Als der Knecht sich zum Gehen wandte, fiel sein Blick auf ein kleines Sprüchlein, das sein unscheinbares Dasein im Winkel neben dem Ofen führte, es war fast erloschen vom Rauch, aber er konnte es gerade noch lesen: „Die Liebe höret nimmer auf."

Er grübelte nun darüber nach, welcher Art wohl die Liebe sein könnte, die in diesem Hause nimmer aufhörte und die Augen des Bauern Tiedgen Fürchtegott vereist hatte, aber er kam zu keinem rechten Ergebnis.

„Gott im Himmel...", betete er, „bewahre mich vor dem Eishaus . . ."

Er betrat die Hütte seiner Mutter und er stutzte schon in dem kleinen düsteren Vorraum — ein fremder Mensch war dort drinnen.

Sein Herzschlag setzte aus, als er die Stimme erkannte, er wollte umkehren, leise davonschleichen... Aber sein ungefüger Körper gehorchte seinem Willen nicht, er polterte gegen die Tür. Die Tür wurde von innen geöffnet, und da sah er sie mitten in der Stube stehen — die Magd, die vor Jahren von diesem Hofe verwiesen war, Lina stand da...

Er blieb erstarrt neben der Tür stehen. Er sah kaum, wie ein leises und wundervolles Lächeln in ihrem Gesicht aufging.

„Ferdinand...", sagte sie, „es ist gut, daß du kommst, ich hätte sonst unverrichteter Dinge nach Hause gehen müssen."

„Was ist . . .?" quälte er hervor.

„Mein Vater braucht einen Knecht, denn er kann es allein nicht mehr schaffen. Aber es muß ein guter Knecht sein und ein umsichtiger, dem er manches anvertrauen kann — da paßt es nun gut, daß du Dienste suchst."

Sie streckte ihm jetzt ihre Hand hin, und er ergriff sie. Er schwieg, er fühlte nur, daß ihre Hand in der seinen lag, daß es warm hineinströmte von ihr zu ihm. Er hatte nichts zu sagen.

„Ich weiß, daß du arbeiten kannst...", fuhr sie fort, „niemand weiß das so gut wie ich. Deshalb habe ich dem Vater zugeredet, daß er dich in seine Dienste nehmen soll. Willst du . . .?"

Immer noch schwieg er. Sie sah ihn an und wieder lächelte sie: „Du hast wohl Angst vor dem Vater...?"

Er begriff das alles nicht, er begriff kaum, daß sie dastand, daß diese Stimme wieder zu ihm redete, deren Klang als die tiefste und mächtigste Erinnerung in ihm gelebt hatte, alle diese vielen einsamen Tage und Nächte hindurch . . . Dann hatte er wohl oftmals gedacht, was wohl das erste Wort sein würde in der großen Stunde ihrer Wiederkehr, an die er trotz allem im innersten Herzen geglaubt — dies war nun ihr erstes Wort: „Mein Vater braucht einen Knecht..."

Er faßte es nicht, er tappte noch immer dumpf wie im halben Erwachen nach festem Boden, darauf er stehen könnte . . .

„Du brauchst aber keine Angst vor meinem Vater zu haben . . .", sagte die Stimme wieder, warm und pochend von Liebe . . . Er horchte tief auf, ein einziges inbrünstiges Wittern und Atmen war in ihm, sonst nichts . . . Er sog Liebe und Wärme in sich hinein, wie der tauende Acker an einem ersten Sonnentage im März.

Und mit einem Mal geschah eine ungeheure Schmelze in ihm — wahrlich, die letzte Starrheit seines Herzens schmolz ihm dahin: Schuld und Qual, Zweifel und Erbitterung und hoffärtiges Verlangen nach Glück, alles ward aufgewühlt und löste sich im heißen Strom der lange verdrängten Liebe und sammelte sich endlich, wie eine erste Insel im flutenden Strom, in diesem einen Wort:

„Ich bin es nicht wert . . ."

Ach — der stolze Vollhöfner Cordes hielt sich nicht wert, ein Knecht zu werden beim Vater seiner Magd.

„Ich bin es nicht wert", sagte er, und das Wort kam aus ganzem Herzen und es wurde der Anfang eines neuen Lebens.

„Du bist es nicht wert...?" sagte die Stimme vor ihm, „ich glaube, daß du es wert bist. Übers Jahr komme ich wieder, da will ich sehen, ob du ein guter Knecht geworden bist, ob ich recht tat, dich dem Vater anzupreisen."

Schluß folgt.)

Heimweh.

Ein Geständnis von Ernst Haus.

Lange wußte ich nicht, was das war. — Daß mir oft so ein wehes Gefühl in die Kehle hochstieg, wenn ich zur Zeit der Feldbestellung über Land ging, wußte ich nicht, was es war, daß ich oft langsam, ganz langsam an einem Kuhstall vorbeiging, immer wartend, daß man mich einlade, doch hereinzukommen und mir das Vieh anzusehen. Lange wußte ich nicht, was es war, das mich oft geradezu zwang, ein Pferd zu streicheln, liebkosend an einem Pflug vorbeizustreichen. Ja, ich wußte es lange nicht, ich hielt es für irgend eine nicht näher zu beschreibende Schwäche, die man ängstlich verbergen müsse. Ja, ich fühlte mich geradezu ertappt bei etwas Unwürdigem, wenn mich ein bäuerlicher Bekannter einmal ansprach wegen meines Interesses für seine Beschäftigung, für sein Vieh, für sein Land, die für ihn Dinge des täglichen Umganges waren. Ich glaube, ich wurde oft rot bei solch einer Frage und mag recht wenig überzeugend in meiner Antwort gewesen sein. — Wie kann auch eine Antwort überzeugen, die nur gegeben wird, um Gefühle zu verbergen, deren man sich schämen zu müssen glaubt, Gefühle, über die man sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermag.

Ja, das war lange so. War so lange so, bis ich mir einmal die Zeit nahm, mich in den Stammbaum meiner Familie zu vertiefen, mir die Namen anzusehen und den Beruf ihrer Träger. Seit der Zeit weiß ich, was es ist, das oft übermächtig über mich kommt, daß es mir manchmal weh ums Herz wird, daß ich mit meinen Händen in der frühlingsfeuchten Erde wühlen, Kornhalme streicheln, bei jedem Tier verweilen möchte. — Jetzt weiß ich es. Es ist Heimweh, ganz einfach Heimweh, Heimweh nach der Scholle, Heimweh nach dem Sein der Väter, nach ihrem Tun, ihrem Leben, ihrem Säen, ihrem Ernten. Es ist Heimweh, das wach wird nach Generationen, das einen hinzieht, von wo man gekommen ist. Und seit der Zeit weiß ich auch, daß ich mich meines Gefühls nicht zu schämen brauche, daß man es zwar nicht zum Markte trägt, daß man es aber für sich selbst pflegen darf, ja ganz im stillen sogar stolz sein darf darauf. Ja, daß man sich freuen darf dieses Gefühls, daß man sich freuen darf zu wissen, daß es nichts Schwächliches ist, was einen plagt, sondern ein gesundes Erbstück, eine alte Liebe, die beim Vater vielleicht verschüttet, beim Sohne wieder auferstanden und beim Enkel vielleicht wieder so stark wird, daß sie ihn wieder heimfinden läßt, woher die Ahnen gekommen sind, heim zur Scholle.

Da suche ich denn meinen Stammbaum zusammen und finde zurück bis weit vor Luthers Zeiten, und finde sie immerdar als Ackerer verzeichnet, die, von denen ich Blut und Namen, von denen ich das Heimweh ererbt, finde sie als Ackerer immer auf der gleichen Scholle, im gleichen Dorf oder im benachbarten, immer aber zurückzuführen auf einen Hof, den sie weit im Westen, hart an der Grenze, bebaut, bebaut haben, Jahrhunderte hindurch. Da wurde einer einmal Pfarrer, ein anderer Schulmeister, ein anderer Handwerker in der Stadt, aber nebenbei blieben sie immer noch Ackerer, blieben immer noch Bauern. Und einer saß immer auf dem Hof, der den Namen trug, der der Scholle verblieb und dem die Scholle verblieb. So ging es über die Zeiten der Reformation hinweg, über die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, wo beim Friedensschluß der Ahn noch der einzige überlebende Bauer im ganzen Dorfe war. So blieb es in der Zeit der ersten Franzoseneinfälle und noch um einiges länger. — Und dann wurde einer geboren und wurde einer groß auf dem Hofe, der wieder den gleichen Vornamen trug und der wieder Ackerer war. Der aber nahm eine Frau von auswärts und zog mit dieser Frau fort vom alten Erbhofe, zog näher zur Stadt, wo ein altes adliges Gut unter den Einflüssen der französischen Revolution aufgeteilt und veräußert wurde. Er zog auf diesen Hof und war auch dort ein Bauer und hinterließ eine Menge Söhne und Enkel, die auch wieder Bauern waren und eine mächtige, weit verzweigte Sippe wurden. Und alle hatten ihren Boden und hatten ihren kleinen Hof und hatten ihr Vieh und hatten ihr Leben und ihre Arbeit als Bauern auf eigener Scholle.

Beim Großvater aber fing es schon an. Sei es, daß er untreu wurde dem Beruf der Väter, sei es, daß er in einer Zeit, die schon das Geldverdienen wichtignahm, mehr Geld verdienen wollte, als sein Vater. — Er war Bauer zwar auch noch, aber nur mehr so nebenher. In der Hauptsache aber war er Handwerker und Gastwirt und Dorfkrämer, alles zusammen, und immer noch Bauer dabei. Aber er war kein richtiger Bauer mehr. Und seine Söhne hatten keine Scholle mehr und führten keinen Pflug mehr und hatten das Leben und die Arbeit der Väter verloren. Die Söhne fraß die Stadt. Sie blieben auch da noch Bauern, blieben auch da noch eckig und selbstbewußt, trugen immer noch mit Stolz ihren Namen und machten ihm keine Unehre. Aber sie ließen ihre Söhne wieder ihr Brot suchen in städtischen Berufen und mußten es so tun, denn sie hatten ihnen keine Scholle mehr zu vererben und sie mußten diese Söhne prügeln, wenn sie die Schule schwänzten, um bei irgend einem Verwandten oder einem fremden Bauern lieber den Stall zu misten und auf den Acker zu fahren. Die Väter wußten nicht, was in den Söhnen sprach, wußten nicht, daß es ihr eigenes Blut war, daß es Bauernblut war, das sie Feder und Bücher verachten und die Mistforke achten ließ.

Sie wußten auch nicht, die Väter, daß der Drill, den sie gutmeinend den Söhnen angedeihen ließen und der diese ihr Brot finden ließ auch in der Stadt, sie wußten nicht, daß hinter diesem Angelernten doch noch etwas anderes wach war, daß sie außer Fleiß und Tüchtigkeit, außer Rechtschaffenheit und dem Namen den Söhnen noch etwas anderes vererbt hatten: Das Heimweh. Und viele dieser Söhne werden es selbst nicht wissen, werden es auch vielleicht gar nicht verspüren und die, welche es verspüren, die werden schweigen davon, wie man von etwas schweigt, das einem zutiefst im Innern sitzt, das andere aber nicht verstehen und allenfalls noch verlachen würden.

Ich aber weiß, daß es Heimweh ist, was mich zum Acker und zum Stalle immer und immer wieder treibt. Und seit ich das weiß, ist etwas anderes, das schon früher als stiller Wunsch sich immer geregt, dessen Herkunft aber genau so verkannt und dessen Vorhandensein ebenso schamhaft verschwiegen wurde, wie das Heimweh, ist dieses andere stark und unverrückbar als Lebensziel geworden: Einmal will ich wieder zurück, von wo ich gekommen. Wenn die Arbeit in der Stadt abgeschlossen, wenn sie so viel abgeworfen, daß es reicht zu einem kleinen Häuschen mit Feld und Garten und etwas Wiese, dann will ich zurückkehren und wenigstens den Lebensabend dort verbringen, wo die Väter und Urväter im Schweiße ihres Angesichtes ihr Leben gelebt. Nicht feiernd will ich zurückkehren, nicht als Rentner, der sich einen schönen Lebensabend verschaffen will, nein, ich will, daß einmal dann das Blut der Väter sich austoben kann im Sensenschwung, in harter Feldarbeit, in der Fürsorge um einen, wenn auch bescheidenen Viehstand. Und segnen will ich dann die, die mir die Handgriffe bäuerlichen Tuns und Wirkens in der Jugend beigebracht und die segnen, die mir das Heimweh vererbt haben. Denn heute weiß ich, daß sie mir damit das beste vererbt, was sie zu vererben hatten. In diesem Heimweh liegt die Liebe beschlossen zur Scholle, zur heiligen Heimaterde, und damit alles, was diesem Leben überhaupt erst Sinn, Ziel und Freude gibt.

Weltrekord im Zwetschkenknödel-Essen.

Alljährlich findet im ostböhmischen Städtchen Neu-Bydschow bei Königgrätz die sogenannte „Zwetschkenfahrt" statt, eine studentische Festlichkeit, die seinerzeit die Kaiserin Maria Theresia der Studentenschaft für treue Dienste bewilligte. Dabei wird bei einem Wettessen der „Zwetschkenknödel-König" ermittelt. Im Vorjahre vertilgte der Sieger 76 Knödel. Dieser Rekord wurde

in diesem Jahr übertroffen: König wurde der 18jährige Primaner des Gymnasiums Neu-Bydschow, Heinrich Buresch, der in einer Stunde und fünfzehn Minuten einhundertelf Zwetschkenknödel in sich aufnahm. Den zweiten Preis erhielt der Arbeiter Bednarsch für eine Leistung von 92, den dritten der Lehrer Kutschera für 77 vertilgte Zwetschkenknödel.

Am Start erschienen 30 Kämpfer, von denen über die Hälfte bereits bei 50 Knödeln aufgab. Für die Konkurrenz waren insgesamt 3000 Knödel mit den entsprechenden Mengen von Zucker, Reibkäse und Butter bereitgestellt worden. Die Bedingungen waren sehr streng. Die Zwetschkenknödel normaler Größe mußten ganz, d. h. bis auf den Kern, der zur Kontrolle diente, vertilgt werden; auch wenn zufällig eine madige Zwetschke verwendet worden sein sollte, durfte nach den strengen Regeln die Zwetschke nicht beiseite gelegt werden. Die Knödel wurden immer in Portionen zu je zehn den Kämpfern zugewiesen. Die Konkurrenten durften sich nicht vom Tisch erheben, es sei denn in Begleitung eines Schiedsrichters und auch dann nur auf ganz beschränkte Zeit.

Der Sieger Heinrich Buresch ist 18 Jahre alt, 182 Zentimeter groß und wiegt 74 Kilogramm. Mit 100 Knödeln war er in genau einer Stunde fertig; dann schaltete er eine Pause von fünf Minuten ein, um sich über den Stand der Konkurrenz informieren zu lassen. Als er hörte, daß der Arbeiter Bednarsch offenbar der Hundert zustrebte, legte er sich noch einmal ins Zeug und ließ sich weitere 10 Stück servieren. Als Bednarsch bei 92 aufgab, ließ er noch eine Portion servieren, von der er aber nunmehr einen Knödel zu sich nahm. Bescheiden gab er zu, daß er es ganz gut noch länger ausgehalten hätte, aber die Zahl mit den drei glatten Einern habe ihm so gut gefallen, daß er Schluß gemacht habe. Er habe sich keineswegs durch Fasten auf den Wettkampf vorbereitet, und noch zwei Stunden vor Beginn des Kampfes eine leichte Mahlzeit zu sich genommen. Erst nach dem 70. Knödel sei er auf den richtigen Geschmack und sozusagen ins „richtige Tempo" gekommen.

Ein Interviewer fragte ihn nach Beendigung des Kampfes, ob ihm denn jetzt nicht übel sei? „Ich befinde mich durchaus wohl", sagte er mit edler Größe, „ich glaube nicht, daß ich heute schlafen gehen werde, ohne vorher genachtmahlt zu haben!" „Aber Zwetschkenknödel werden Sie jetzt sobald nicht mehr sehen wollen?", fragte der Journalist. „Sie glauben, daß ich mich übergessen habe? Keineswegs! Zweimal in der Woche gibt es bei uns Zwetschkenknödel, da werde ich mich doch nicht ausschalten!"

Zum Schluß regte der Sprößling Pantagruels noch eine internationale Konkurrenz im Zwetschkenknödel-Essen an, bei der er bereit sei, die heimischen Farben ehrenvoll zu vertreten.



Millionär durch Drillinge.

Der seltsame Fall, daß ein glücklicher Vater durch allzu vielen Kindersegen zum Millionär wurde, hat sich in der englischen Stadt Leeds ereignet. Der kleine Angestellte James Poor war in guter Ehe verheiratet und verdiente soviel, daß er seine Frau und das Kind, das sie erwarten, ernähren konnte. Als die schwere Stunde der Frau Poor vorüber war, teilte die Hebamme dem Wartenden mit, daß der Klapperstorch seine Gabe sehr ausgiebig bemessen habe und daß er Vater von Drillingen geworden sei.

Nun war James Poor zwar sehr glücklich, da er aber auch Kaufmann war, so suchte er sich angesichts seines immerhin bescheidenen Einkommens gegen weitere unprogrammäßige Zugaben des langbeinigen Vogels zu schützen. Er sprach mit dem Arzt darüber und der meinte, daß manche Frauen sehr für Zwillinge inklinieren. Nun hatte James Poor gehört, daß es in London eine Versicherungsgesellschaft gab, die Versicherungen gegen Zwillingsgeburten abschloß. Die Versicherung ging dahin, daß die Gesellschaft beim Eintritt eines solchen Falles die Erziehung der Zwillinge bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahre übernahm. James Poor suchte den Direktor auf und stellte einen entsprechenden Antrag, wobei er nicht zu bemerken vergaß, daß seine Frau bereits Drillinge geboren habe. Der Direktor sprach mit seinen Mathematikern und dem beratenden Arzt, der die Meinung vertrat, daß eine Frau höchstens einmal Drillinge bekommen könne. Daraufhin schlug der Direktor Poor vor, eine Klausel in den Versicherungsvertrag mit aufzunehmen, nach dem die Versicherung sich verpflichtete, zweihunderttausend Pfund zu zahlen, falls Frau Poor wieder mit Drillingen gesegnet sein sollte. Dafür zahlte der Versicherungsnehmer eine kleine Aufgebühr, denn man konnte nicht wissen.

Nach einem Jahr trat der überaus seltene Fall ein, daß Frau Poor wieder mit Drillingen niederkam. Der überglückliche Vater, den seine eben geborenen Kinder zum Millionär gemacht hatten, flog mit allen notwendigen Bescheinigungen sofort nach London und erhielt zweihunderttausend Pfund ausgezahlt. Die Gesellschaft vergaß nicht, einen besonderen Glückwunsch hinzuzufügen; denn durch diesen Fall hat das Geschäft in Zwillingsversicherungen bedeutend zugenommen.

*

Auf der Jagd nach Schätzen.

Es ist eine Art neuen Schatzgräbertums in der Welt ausgebrochen. Allenthalben ist man bemüht, die Schätze aus dem Meere zu heben, die mit gesunkenen Schiffen im Meer verschwanden. Daneben sind Forscher an der Arbeit, nach Schätzen zu suchen, von denen die Sage geht, daß sie in vor- und frühgeschichtlichen Zeiten irgendwo versteckt worden sind. Vor kurzem ist es gelungen, die letzten noch auf dem Meeresboden ruhenden Schätze des englischen Dampfers „Laurentic" zu heben, der im Kriege von einem deutschen Torpedoboot versenkt worden war. Nun hat auch die „Egypt", um die jahrelange Bergungsversuche unternommen wurden, den größten Teil ihrer Goldschätze wieder herausgeben müssen. Der englische Dampfer „Egypt" sank im Mai 1922 und nahm eine erhebliche Goldladung mit in die Tiefe. Schon im Jahre 1929 begann das italienische Bergungsschiff „Artiglic", nach der versunkenen „Egypt" zu suchen, doch hat man erst im Sommer 1930 die Lage des Wracks feststellen können. Im Sommer 1932 gelang es, einen Teil der gesunkenen Goldschätze an die Oberfläche zu bringen. Die Arbeiten wurden dann fortgesetzt und man konnte noch im gleichen Jahre über die Hälfte der Goldbarren der „Egypt" bergen. Nun ist auch der Rest der Goldladung des versunkenen Schiffes geborgen worden, die im ganzen einen Wert von fast 20 Millionen Mark ausmachte. Die Bergung dieser Goldschätze ist gleichzeitig ein Beweis für die unermüdliche und schwierige Arbeit der italienischen Bergungsgesellschaft.

Eine Forschungsexpedition in Zentralasien hat sich mit der Auffindung der historischen, berühmten Bibliothek des asiatischen Eroberers Tamerlan befaßt. Dabei gelang es bei der Erforschung einer innerasiatischen Gebirgskette in einer Höhle zwar nicht die berühmte Bibliothek, aber dafür eine Silbermine aufzufinden, deren Besitz man ebenfalls dem asiatischen Heerführer zuschreibt. Es soll sich um einen Fund von ziemlichem Wert handeln, um so mehr, als in der Höhle noch Mengen wertvoller Erze und einige alte Schmuckstücke gefunden wurden.

Eine englische Expedition schiffte sich dieser Tage nach den Cocos-Inseln ein, wo ein ungeheurer Schatz aus alter Zeit vergraben sein soll. Diese Expedition will mit allen neuzeitlichen Hilfsmitteln den vergrabenen Reichtümern zu Leibe gehen. Der Fundort wird in der Nähe der Küste vermutet, wo die Grabungen versuchsweise an verschiedenen Stellen gleichzeitig begonnen werden sollen. Telephonanlagen und die modernsten Bohrmaschinen, Bagger etc. werden in den Dienst der Sache gestellt. Wird es gelingen, auch hier einen Schatz aus Urtagen zu heben?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.